



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Wilhelm Driewer, der Kinderfreunde : die
Geschichte einer Tierschaunacht

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wilhelm Driewer, der Kinderfreund

Die Geschichte einer Tierschaunacht

Von Margarete Windthorst



Die junge Frau Martha Driewer stand an der Maschine und hob die braunen, froh gebackenen Baffer aus dem dampfenden Öl der Eisenpfanne in die weiße flache Porzellanschüssel. Der warme Duft, welcher aus dem Gebäck emporstieg und sich angenehm dem ganzen Hause mittheilte, lockte bald das Gefinde heran, das sich um den Tisch im Flur an seine Plätze verteilte. Der letzte Knecht hatte die Dieleentür hinter sich geschlossen, eine der Mägde ließ noch den hochgeschürzten Rock herunter und trat auf einer Matte den Stallmist von den guten Lederschuhen; damit, und mit der ruhigen Feierlichkeit, die über Gesichtern und Kleidern aller lag, beschloffen sie die Sonntagsarbeit und freuten sich auf das Essen, das die junge Bäuerin ihnen reichlich zuschob.

Die gewohnte Tischordnung war heute gestört durch das Fehlen des Bauern, dessen oberster Platz neben Martha frei blieb. Die junge Frau suchte die Abwesenheit des unter seinen Leuten beliebten Bauern durch ihr eigenes Wohlwollen zu ersetzen, indem sie hier und da eine Anrede an die Leute ergehen ließ und ein paar schwächliche Kötterkinder zu reichlichem Zugreifen ermunterte, die unten ihren Platz hatten, wo sie sich nach dem Willen ihres Mannes an dem guten Bauertisch mit durchessen sollten. Frau Martha, so herzlich sie es meinte, hatte aber doch nicht das Geschick, mit Leuten umzugehen, wie Wilhelm Driewer, denn wo ein Wort von ihm genügte, gebrauchte sie eine ganze Rede, und man war heute nicht so frei beim Essen, wie wenn Wilhelm Driewer den Leuten sein einziges Wort zurief.

So war es allen bei einer gewissen Befangenheit willkommen, als durch eine der offenen Türen zum Hofe Rika Stratmann hereintrat, die als ein Mädchen aus der nächsten Freundschaft und entfernten Verwandtschaft der Frau Martha von allen wohl gekannt war. Dem Gefinde flog ein neuer Ausdruck von Interesse über die Gesichter, und Frau Martha begrüßte die Freundin und Verwandte mit einem wahrhaften Willkommen und nötigte den Gast, den leeren Platz des Bauern einzunehmen, den das Mädchen aber nur ungern vor aller Schau sich aufzwingen ließ.

„Du warst seit einem halben Jahre nicht mehr da,“ sagte Frau Martha mit freundlichem Tadel und fügte bedauernd hinzu: „Und wenn du endlich kommst, trifft es sich immer, daß Wilhelm aus ist.“

Rika antwortete nur, indem sie ihr Stricken losrollte und in Gang brachte, das sie zur Handarbeit mit sich führte: „Ist er nicht da?“

„Er ist zu einer Kindtaufe fort und kommt nicht vor der Nacht zurück. Die achte Patenschaft, die man ihm gibt; er kann keine absagen, solch ein Kindernarr ist er. Wenn er eine Mutter mit einem Kind sieht, dann zuckt es ihm im Arm, und er muß hingehen und sich das Kind geben lassen, nur zum Spaß für den Augenblick.“

Das stille blasse Gesicht der jungen Frau wurde warm und belebt, wie sie so sprach. Sie mochte an ihr eigenes Kind denken, dessen Dasein erwartet wurde und nächster Zeit die Seele des Hauses ausmachen sollte.

Rika, die mit beklemmtem Gefühl auf dem Platz des Bauern saß, strickte mit fliegenden Nadeln ihre Maschen ab. Sie mußte auch inzwischen von den Puffern essen und sagte scherzhaft, indem sie über sich selbst hinwegzukommen suchte: „Ich roch die Puffer durch die ganze Ortschaft, und da hielt es mich nicht im Hause, ich dachte, da mußt du hin, wenn es sich auch wieder trifft, daß Wilhelm Driewer nicht da ist.“

„Sieh, du wußtest es,“ sagte Frau Martha mit unbefangenen Erstaunen.

Aber das Gesinde sah sich verstoßen untereinander an, und die Mägde bedeuteten den Knechten, daß Rika Stratmann einen Kinderstrumpf stricke.

Das Mädchen, das sich zu den Puffern zu Gast geladen hatte, war trotz der Verwandtschaft mit der Frau Driewer von dieser sehr verschieden. Sie war bedeutender und hübscher, obgleich sie aus geringeren Verhältnissen kam, und galt besonders mehr für einen bäuerlichen Geschmack. Während an der Waise alles blond und blaß, glatt, schmal und sehnig war, konnte Rika kaum ihr braunes, krauses Haar im Scheitel halten, ihre Backen blühten, ihre Kleider umschlossen prall die schöne Fülle ihrer Gestalt, und es hatte eine Zeit gegeben, wo sie ihre Blicke aus feurigen braunen Augen nicht so wie heute im Zaum halten konnte.

Rika hatte längst die Aufmerksamkeit des Gesindes auf ihre Handarbeit verspürt, während Frau Martha über ihren Mann und die Patenschaft sprach, als jetzt einer der Knechte, der keinen Meister über sich fühlte, die laute Bemerkung sagte: „Sie strickt schon im Vorrat für der Frau Driewer ihr Kind.“

Rika schoß das Blut noch höher in die Backen, und nun tat Frau Martha einen langen Blick über das Strickzeug und von da hinunter zu den Leuten, sie war nun aufmerksam geworden, aber sie blieb ruhig, als sie Rika anredete, ohne den Blick von den Leuten zu wenden: „Wie macht sich denn dein Junge, Rika? Er ist am Ende schon flott auf den Beinen, daß du so eifrig stricken mußt.“

„Das ist so,“ antwortete das Mädchen, welches den Beistand der Waise wohlthuend empfand, und der Knecht und alle, die mit ihm zu spötteln versucht hatten, spürten wieder, wie schon öfter, die beste und treffliche Art, mit der Frau Martha das zu Unglück gekommene Mädchen ehrlich zu machen suchte. Sie hatte, seit das Unglück geschah, zu allen ruhig und offen über Rikas Knaben sprechen

mögen, daß sie das geschätzte Mädchen vor allem Anwurf von Schmutz behütet hatte, und wenn sie heute noch mal das Gesinde zurückwies, so wußte sie, daß sie in ihrem Kampf gegen die Frechen längst Siegerin war.

Nach beendetem Mahl überließ Frau Martha den Tisch und das ganze Haus dem Abdecken und der Verwahrung des Gesindes, indem sie, Rika unterfassend und mit ihr durch Stube und Kammer gehend, durch eine schmale niedrige Tür ins Freie trat. Sie zog im Vorübergehen die Kommodenlade auf und zeigte, daß sie mit allem, womit ihr Kind zu erwarten sei, bald fertig werde, ergriff ein Windelband, das sie in Arbeit hatte, und dann saß sie mit Rika auf dem Platz unter der breitblättrigen Kastanie am Hause, wo sie beide eine Zeitlang schweigend nichts vernahmen als das Klappern ihrer Stricknadeln.

Es war eine schöne, im Sommerland noch warme Natur, die sie umgab. Die Bewohner von Amtshausen kannten keine westfälische Ebene, wenn sie sich in ihrer engeren Heimat umsahen. Die Ortschaft lag zu eng zwischen zwei Bergketten des Ösnings, und Frau Marthas Hof, in den Wilhelm Driewer sich eingeheiratet hatte, war nicht nur der größte in der Gemeinde, sondern hatte auch das fruchtbarste Land im Lehmboden an den Bergen. Rika, die aus dem kleinsten Anwesen der Gemeinde kam, in dem sie mit ihrem vaterlosen Kinde jüngst seit dem Tode der Eltern allein wohnte, mochte sich der Verwandtschaft zu diesem Hofe freuen.

Sie sagte jetzt, das Schweigen unterbrechend: „Was wäre ich nun ohne dich, Martha, ohne deinen Beistand. Du hast mich wieder zu Ehren gebracht, und ich verdiene es nicht, so wie du meinst. Ich möchte es dir vergelten können, aber wie, das weiß ich nicht.“

„Laß sein,“ antwortete Frau Martha schlicht. „Du weißt, ich habe immer an dich geglaubt, darum tat ich gern für dich, was ich konnte, und wenn es dir einfällt, du könntest mir zum Dank etwas wieder tun, so tue es dreist, ich bin nicht so reich und hoch, daß ich mir nichts wiederschenken ließe.“ Sie lächelte, indem sie sich offen bekannte.

Rika sagte gequält: „Schuld hatte ich doch, Martha, ich muß es immer wieder sagen, sooft du die Hand über mich hältst.“

„Wir kommen seit unserer Schul- und Mädchenzeit wenig mehr zusammen, Rika, und wir wollen in den paar Stunden heute nicht dergleichen aufrühren,“ sagte Frau Driewer. „Es sind nun bald zwei Jahre, daß es mit dir geschehen ist. In der Tierschaumacht, sagtest du. Ein Fremder — und ihr hättet euch auf den ersten Blick ineinander vergafft. Du hast dir seinen Namen nicht nennen lassen. Wenn ich das bedenke, so ist das eine wilde, wahrhaftige Liebe gewesen. Damit entschuldige ich dich. Daß der Schurke am anderen Morgen ausgerissen ist, ohne sich zu nennen, daß er dich in Schande ließ, geht nicht auf dich.“

„Sag nicht Schurke,“ bat Rika.

„Warum nicht? Weil er ein gefälliges Gesicht hatte, wie du sagst?“

„Nicht darum, aber weil du nicht weißt, wen du anlagst,“ sagte Rifa.
 „Du redest, als wissest du es selbst,“ antwortete Frau Driewer. „Aber es gefällt mir an dir, daß du um deine Liebe und um dein Kind immer noch einem die Ehre lassen willst, der es nicht verdient.“

Sie rollte ihr weißes Knäuel lang ab, indem sie es weit über den Tisch warf und es wieder anzog, sich zufrieden auf ihre Bank zurücklegend, während Rifa ihr gegenüber saß, fast auf die Kante rückte und sich gänzlich über eine gefallene Masche beugte, die sich in der eintretenden Dämmerung suchen ließ.

Martha beschloß das Gespräch mit dem Trost für Rifa, daß ihr Kind nicht verwaist sei, da es unter dem Schutz, das heiße unter der Patenschaft ihres Mannes stehe; sie habe Wilhelm damals um den Gefallen gebeten, Rifas Kind zu halten, und er habe ihr das nicht absagen können, und wenn er sich noch wenig um sein Patenkind gekümmert habe, so sei es darum, weil der Junge erst nur noch einer Mutter bedürfe. Das Gespräch nahm dann eine andere Wendung, und Rifa konnte nun freier aufsehen, da sie ihre Masche wieder hatte.

„Wie stehst du jetzt mit Driewer,“ fragte das Mädchen. „Habt ihr euch mehr miteinander eingelebt?“

„Doch,“ sagte Martha froh. „Wir sind nun über den Anfang hinaus, und das ist die schlimmste Zeit in der besten Ehe. Wir waren zu fremd zusammengelassen, aber jetzt hilft es sich.“

Rifa meinte lächelnd: „Wenn es manchmal noch nicht will, so liegt das bei dir. Du mußt mehr schlau als ehrlich mit einem Manne sein.“

Das wußte Frau Martha. „Ich kann nicht anders sein als ich bin. Ich habe keine Art mit Leuten umzugehen. Aber ich meine es treu mit allen, und wenn ich Wilhelm damit nicht halte, so weiß ich nichts Besseres zu tun. Es ist auch nur eines, in dem er nicht mit mir ist, wie er sein soll.“

Frau Martha nannte den Fehler des Mannes, wissend, daß sie der Base nichts Neues überbringe. „Er kann sich ganz vergessen, wo ihm ein Mädchen gefällt.“

Sie saß ohne weiter zu arbeiten, mit Augen voll Tränen. „Ich muß sagen, daß ich ihn lieber habe, je länger wir verheiratet sind. Darum geht es mir nach, daß er sich um andere kümmert. Kannst du dir das denken, Rifa?“

Das Mädchen streckte die Hände über den Tisch nach der Base und ließ sie sich naß weinen. „Ja, sieh, nun bist du in Kummer, und ich kann dir nicht helfen.“

Frau Martha beherrschte sich, indem sie die Tränen zurückhielt.

„So wie ich kein Wesen habe, so habe ich auch kein Gesicht für Männer,“ sagte sie, auf ihre lange, schmale Nase, die blassen Backen und die etwas geschlitzten Augen deutend. „Wenn du keine Frau wärest — er mag solche Gesichter und solch ein Wesen wie deines, besonders, als es noch freier war.“

„Wenn ich keine Frau wäre?“ wiederholte Rifa wie in gedankenlosem Nachsagen, indem sie ihre Hände langsam wieder an sich zog.

„Wilhelm hält viel von dir,“ sagte Frau Martha, unvermittelt lebhaft werdend.

Rifa schwieg und trocknete von ihren Händen die Tränen der Base ab.

Jetzt erzählte Frau Martha, daß ihr Mann sich zur Tierschau frei machen wolle, um das Fest zu feiern und zu betanzen. Sie habe ihn gebeten, zu bleiben. Er wolle nicht. Sie habe gezankt, nun gehe er aus Trotz. Weil ihr die Schläue anderer Frauen abgehe, die ihre Männer mit List gewannen, sei sie machtlos gewesen. Und doch — sie wisse nun eine List!

„Wenn ich mit könnte, so hielte ich mich bei ihm und brächte ihn gut wieder heim. Aber ich kann nicht mit, denn meine Zeit kommt. Doch du sollst gehen, Rifa, du sollst ihm aufpassen, du brauchst ihm nur ein Wort zu sagen, so viel hält er auf dich.“

„Ich?“ sagte Rifa. Sie sah starr in die vor ehrlicher Begeisterung leuchtenden Augen der Frau. Sie hatte einen harmlosen Einfall Marthas zu hören gemeint, aber nun forderte die Base mehr von ihr, als sie geben konnte. „Du weißt, daß ich nicht mehr zu Festen ausgehe, seit es mit dem Kinde passiert ist. Hast du vorhin nicht gesehen, wie man immer noch gegen mich ist? Daß sie immer noch Spott haben? Soll ich mich auf dem Fest von angetrunkenen Burschen verspotten lassen?“ Rifa hastete mit den Worten, als kämen sie ihr nicht frei aus dem Herzen, sondern als suche sie nach den einzelnen, um eine genügende Zahl zur Entschuldigung zusammen zu haben.

„Ach,“ sagte Martha traurig, „ich dachte du tätest mir den einzigen Dienst.“

Da wurde das rothäckige Mädchen bleich im Gesicht, weil sie sich jetzt erinnerte, daß sie der Base verpflichtet war. „Den einzigen Dienst,“ wiederholte sie. „Bekommst du auch nur das einzige Kind? Wer verwahrt dir denn Wilhelm das nächste Mal?“

Da lachte Frau Martha. „Habe ich erst das Kind, so habe ich alles. ‚Wo ein Kind ist, kann keine Sünde sein,‘ hat er einmal gesagt, und das ist wahr für ihn. Ich brauchte ihm sein Kind im Augenblick, da er bei solcher Gelegenheit aus dem Haus wollte, nur auf den Arm zu geben, und ich wußte, er zöge seinen guten Rock aus und bliebe da. Er ist solch ein Kindernarr, muß ich immer sagen, und wie wird es erst sein, wenn er ein eigenes hat!“

Rifa zog mit der Stricknadel Rillen in das mürbe Holz des Tisches. „Ich wollte es dir zusagen, Martha, aber ich traue es mir nicht zu, den Mann für dich zu bewahren.“

Frau Martha sah, daß sie mit ein wenig Zureden die Base gewinnen würde und wollte ein freundiges, dankendes Wort sagen, als im Hof Stimmen und ein großer Kinderjubiläum laut wurden. „Da ist er, Wilhelm,“ rief sie nun, und die Überraschung hatte solche Wirkung, daß sie erst die Hand auf das Herz pressen mußte, ehe sie aufzusehen vermochte.

(Fortsetzung folgt)